

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Glück und Erde / Chinesisches für Abendländer /
Abendländisches für Chineser / Lao Tse, Neunund-
zwanzigster Spruch.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.
Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nachdruck nur mit Quellenangabe „Das Nebelhorn“ gestattet.

DAS NEBELHORN

Nr. 20

15. OKTOBER 1927

1. JAHR

GLÜCK UND ERDE

Wenn man die Publikationen, die Bücher und Zeitschriften jener sozialen Bewegungen durchsucht, die sich die Aufgabe gestellt haben, durch Wort und Tat die Welt zu reformieren und die Menschen einem glücklicheren Lose entgegenzuführen als dem der zivilrechtlich festgelegten und strafrechtlich nirgends verpönten Ausbeutung der Untertanen durch die Obertanen, so wird man viele Worte finden, eines aber in den meisten dieser Programme vergeblich suchen: das Wort *E r d e*. Es ist allen diesen zum großen Teil wertvollen und sich ehrlich um das Wohl ihrer Brüder mühenden Menschen ohne weiteres klar, daß ein Tier der Luft nur durch die Luft, ein Tier des Meeres nur durch das Meer sein ihm eigentümliches Glück finden kann; daß aber der Mensch, der ein Tier der Erde ist, sein ihm gemäßes Glück — nicht bloß seine Nahrung — nur durch die Erde finden kann, das ahnen sie nicht, das bestreiten sie, das geben sie nicht zu, denn sie verstehen die Natur zwar in Theorie und Wissenschaft ausgezeichnet, aber in der Praxis sind sie ihr eben durch die Praxis des Saulebens, das zu führen sie gezwungen sind, so weltenfern, daß ihnen nicht der leiseste Gedanke daran kommt. Es gebe kein himmlisches Glück, predigen sie, sondern nur ein irdisches.

Und obwohl sie damit etwas falsches behaupten, haben sie dennoch recht, ohne es zu wissen. Denn das irdische Glück ist nicht das, was sie darunter verstehen: ein auf der Erde durch menschliche Maßnahmen, gesetzliche Verbrauchsregelung, organisierte Arbeitsteilung und ähnliche Unsinnigkeiten, die uns nur in einem Meer papierener Verordnungen ersäufen würden, mögliches Glück, sondern ein irdisches = erdisches Glück, ein erst durch die Erde mögliches, ein von der Erde gespendetes Glück, dessen Gegensatz nicht ein sagenhaftes, himmlisches Glück ist, sondern das heutzutage bei uns grassierende nichtirdische Unglück, also ein Unglück, das aus der Trennung des Menschen von der Erde erwächst und schon so groß ist, daß die meisten überhaupt nicht mehr wissen, was Glück ist, was Glück im Rahmen unserer Erdgebundenheit sein kann. Verblödet durch Romane und Dramen glauben wir noch immer an das dort verzapfte Gebrüll heldischer Agitatoren, denen ihr Unterleib, ihre Eitelkeit oder ihr Größenwahn Grimmen verursacht und halten die gewöhnlich auf Kosten anderer durchgesetzte Befriedigung dieser Mängel an Selbstbeherrschung für ein wahres, großes, eigenartiges und höchst geniales Glück neben dem uns jedes andere verächtlich und trivial erscheint. Aber so gewiß als es für exceptionelle Menschen ein exceptionelles Glück gibt, so gewiß ist es, daß es für die Massen — und um deren Glück handelt es sich ja hier — nur ein Glück geben kann: das Glück des Hauses, der Heimat, der Beschränkung, das ruhige und sichere Glück der Erde.

Es ist ein Irrtum zu glauben, die Glücklosigkeit, die sich heute in den Mienen fast aller Menschen spiegelt, habe ihre Ursache in der Ausbeutung, der Bedrückung, der wirtschaftlichen Not und in dem bekannten „Kampf aller gegen alle“, der angeblich ein — merkwürdiger Weise nur bei uns geltendes

— Naturgesetz sein soll. Der wahre Grund liegt tiefer. Denn erst dadurch, daß die Menschen der Erde untreu wurden, konnten Ausbeutung, Bedrückung, wirtschaftliche Not und Kampf aller gegen alle zu ständigen Erscheinungen werden. Wer fände noch wirtschaftlich Schwache und Hilflose als einzig und allein geeignete Objekte zur Ausbeutung, wenn Nahrung, Kleidung und Wohnung jedem Menschen durch die Erde gesichert wären? Wer ließe sich noch bedrücken und worum sollte der Kampf aller gegen alle entbrennen, wenn alle Menschen durch Anteil an der Erde gleiche Interessen hätten? Man sage nicht, daß das utopistische Träumereien seien, denn eine solche Ordnung des Lebens ist in China in jahrtausendelanger Praxis erprobt. Man sage nicht, daß, was in China möglich, bei uns unmöglich sei, denn das Verlangen des Menschen nach Sicherung seiner primitivsten Bedürfnisse ist allen Rassen gemeinsam. Man sage nicht, daß diese Gleichmacherei und diese Verwandlung der Erde in einen einzigen blühenden und fruchttragenden Garten entsetzlich sei, weil die, die von der Arbeit der anderen leben, zur Ausfüllung ihres leeren Daseins einer Romantik bedürfen, die nur durch die immer abenteuerlicher werdende Romantik des Elends der anderen möglich ist. Man sage nicht, daß dadurch die abendländischen Menschen „auf die Stufe von Bauern sinken würden“ und um „Jahrhunderte in der Entwicklung zurückgeworfen“ würden, denn die berühmte „Stufe des Bauern“ ist unser Patent und seine geistige und wirtschaftliche Verelendung unser Werk, während der chinesische Durchschnittsbauer anscheinend mehr Kultur hat als die kulturvollsten Angehörigen unserer sogenannten guten Gesellschaft. Man sage nicht, daß dies alles nicht wahr sei und berufe sich dabei auf die Bücher über China, die von Globetrottern herrühren, die keine Weizen- von einer Kornähre unterscheiden können und die die Erfah-

rungen, die sie in den europäisch verschweinten Küsten- und Randgebieten Chinas gesammelt haben, in literarischen Klugschwatzmist umsetzen; man lese vielmehr das im Verlag Jos. C. Huber in Dessen vor München erschienene Buch des ehemaligen französischen Konsuls in China Eugène Simon, aus dem weiter unten einige kurze Auszüge mitgeteilt werden, um einen Begriff davon zu bekommen, was China ist und was Europa sein könnte. Und wenn man aus den Berichten dieses Kenners des wirklichen China einen Hauch jener Freiheit verspürt hat, die die Erde denen gibt, die sich mit ihr verbünden, dann verhülle man als Europäer sein Haupt und schweige. Schweige vor allem von jenen Stürmen im Wasserglase, die die Tschangkaischeke und Tschangtsoline mit ihren 80.000 Manderln immer wieder in jenem Teile des unendlichen 500 Millionen-Reiches entfesseln, in dem den europäischen Friedenssitten, die so aussehen:

Furchtbare Ausbeutung in China. Das englische Auswärtige Amt hat vor kurzer Zeit Berichte der englischen Konsuln in China veröffentlicht. Die Arbeitszeit dauert in der Regel 12 Stunden. Die Webereien in Shanghai arbeiten 23,5 Stunden im Tage in zwei Schichten; jede Schicht dauert zwölf Stunden mit einer viertelstündigen „Ruhepause“. In den Strohpressereien und Fischräuchereien wird vierzehn bis fünfzehn Stunden täglich gearbeitet. In Tientsin wird von 4 Uhr früh bis 8 Uhr abends gearbeitet. Gesetzliche Ruhetage oder Urlaub gibt es nicht. Der Konsul von Tientsin meldet, daß die Arbeiter der Seidenspinnereien während des ganzen Jahres an vier Tagen frei haben. Die Kinderarbeit ist eine alltägliche Erscheinung. Kinder, die im zartesten Alter stehen, werden in den Fabriken beschäftigt. In Shanghai arbeiten Kinder bei Tag und bei Nacht. Der vierzehnstündige Arbeitstag gilt ohne weiteres auch für Kinder. In den Staniolfabriken von Ameu müssen die Kinder von 6 Uhr früh bis Mitternacht arbeiten. In den Netzfabriken und Stickereien von Tschifu sind fünfzehn- bis zwanzigtausend junge Mädchen und Frauen beschäftigt; man will jetzt versuchen, das Mindestalter auf zwölf Jahre festzusetzen. In Futschau werden kleine Kinder zum Transport von Säcken und Körben benützt, die mit Erde, Steinen

und Holz gefüllt sind. Furchtbare Krankheiten wüten unter den Arbeitern, Tuberkulose und Hautkrankheiten sind endemisch. Am ärgsten sind die Zustände in der Seidenindustrie. Um eine gute Qualität der Seide zu erzielen, muß die Luft feucht und warm gehalten werden; Türen und Fenster werden nicht geöffnet, die Luft ist von Mikroben erfüllt. Die Arbeiter müssen in den Fabriken wohnen; wenn sie mit der Arbeit fertig sind, breiten sie eine Matrasse auf den Boden des Arbeitsraumes und schlafen neben ihrer Maschine. Beim Morgengrauen werden die Decken in eine Ecke geworfen und die Arbeit beginnt wieder. Der Maschinensaal ist also zugleich Schlaf- und Wohnraum. Ein entsetzliches Leben, wahrlich nicht wert, gelebt zu werden! Schutzmaßnahmen gegen Betriebsunfälle gibt es nicht, ebenso wenig Maßnahmen zum Schutze der Wöchnerinnen und stillenden Mütter.

notwendigerweise die europäischen Kriegssitten folgen müssen. Das Sowjetregime hat seine Dummheit nie eklatanter bewiesen als dadurch, daß es dieses Kriegsspiel bezahlt, das hier Leute aufführt, die aus jenen 120.000 stammen, die China alle Jahre ausstößt, damit sie in der Fremde das Glück der heimatlichen Erde schätzen lernen und die einer Sehnsucht folgend, die kein entwurzelter abendländischer Nationalökonomenkopf je kapieren wird, Anlaß zu solchen und ähnlichen kopfschüttelnden Berichten geben:

Ein sonderbares Völkchen, kommt es nicht, um zu bleiben oder ein dauerndes Heim aufzuschlagen, sondern nur um Geld zu verdienen und dann in die Heimat zurückzukehren. Ein Chinese, der im Auslande stirbt, wird als Leiche zurückbefördert, um wenigstens im Tode mit der heimischen Erde vereint zu sein.

Ein sonderbares Völkchen, diese Sowjetbonzen, die sich einbilden, ein Volk, dessen Auswurf so denkt, „organisieren“ und vor ihren sozialtheoretischen Mistwagen spannen zu können. Der Bauer, der im Innern Chinas seinen Holzpflug lenkt und die Gräber seiner im Acker bestatteten Ahnen aus 1000 Jahren grüßt, ist das richtige Objekt für diese Onkel aus dem fernen Westen, die nicht wissen wollen,

wer ihr Großvater war und die jetzt Ausbeutungen arrangieren, um hinterher Revolutionen arrangieren zu können.

Freilich ist auch in China seit 3000 Jahren noch nicht alles so, wie wir es uns fürs Jahr 3000 erträumen; aber ein Volk, das keine Religions-, Raub- und Erbfolgekrieße gekannt hat, das kaum ein Heer besitzt, und auf 20.000 Bewohner einen Beamten benötigt, während Oesterreich, wenn ich recht unterrichtet bin, mit einem auf 5 Einwohner zu wenig hat; ein Volk, in dessen Häusern man keinen Spruch so oft wie diesen an den Wänden liest: „Kein Mensch darf sich glücklich nennen, so lange es einen einzigen Unglücklichen gibt“; ein Volk, bei dem es, wie Simon auf 70 Seiten bis ins kleinste Detail ausführt, nicht nur möglich, sondern gewöhnlich ist, daß 7 Leute von einem Hektar nicht nur leben und genießen, sondern auch noch 20.000 Schilling im Jahr an Reingewinn erzielen — ein solches Volk, denke ich, wäre schon der Aufmerksamkeit unserer Lebens- und Reformenstümperei wert. Aber kein Teufel schert sich drum. Am wenigsten der Staat. Denn wenns uns schlecht geht, dann wird die staatliche Gewalt zur Beruhigung des zarten Gemütes unserer ausländischen Gläubiger durch Ankauf von Panzerautos ausgebaut und vertieft. Basta!

Die meisten von uns haben heute kein Verhältnis mehr zur Erde. Sie verachten die Erde als wenig lukratives Betriebsmittel, das den Menschen von Kino und Café trennt und ihn so unter dem Vorwand körperlicher Ernährung um jede geistige Ernährung prellt. Sie haben ihr Leben und die Zukunft ihrer Kinder als Arbeiter, Geschäftsleute und Unternehmer auf die Konjunktur einer Volksunordnung, die sich mit einem euphemistischen Synonym Volkswirtschaft nennt, gestellt. Sie hängen als Angestellte lieber von der Laune und Gnade eines irdischen als eines himmlischen Chefs ab. Die Vorsichtigsten

von ihnen aber sind Piamte geworden und bauen auf das Bestehen eines Staates, der ihnen aus den Steuern Gehälter fürs Steuereintreiben bezahlt. Und obwohl es nur logisch ist, wenn in einer blödsinnigen Gesellschaftsordnung die blödsinnigsten Professionen die einträglichsten sind, so fühlen doch alle, daß das auf ihren schwankenden Boden gegründete Leben nur unvollständig gesichert ist und von jedem Zufall, von jeder Mode über den Haufen geworfen werden kann und sie suchen ihr Dasein, das gegen die Gesetze der Natur verstößt, durch Fabrikation menschlicher Gesetze, die zu ihm passen, zu sichern. Wohl wissend, daß sie von denen, die die Fäden dieser Organisation des Unorganischen in Händen halten, irgendwie ausgebeutet werden, kämpfen sie mehr als sie arbeiten, um höhere Löhne und kürzere Arbeitszeit, ohne je den vollen Lohn ihrer Arbeit erringen zu können. Denn wovon sollten denn die leben, die nicht arbeiten? So wird ihnen ihre Arbeit verhaßt, weil sie für andere verrichtet wird und weil dort, wo schon die volle Arbeit nichts wert ist, die durch Arbeitsteilung geteilte noch weniger wert sein muß. Weil ihre Arbeit Qual ist, erscheint ihnen jede Arbeit als Qual und da sie keinen Effekt hat, nach dem sie gemessen werden könnte, wird sie nach ihrer Länge gemessen, was ungefähr so sinnreich ist, wie wenn einer Bücher nach dem laufenden Meter kauft. Bei der Länge der Zeit aber, die die Erde die Schamlosigkeit hat, sich im Sommer von der Sonne bescheinen zu lassen, kommt die Landarbeit bei denen, die — ahnungsvoll wie das Volk einmal ist — „Die Arbeit hoch; so hoch, daß mans nicht derglengt“ singen, schlecht weg. Und mit Recht. Denn nur dort ist die Arbeit keine Last, sondern Glück und Befriedigung, wo sie nicht nach ihrer Länge beurteilt wird, wo man sie für sich selbst leistet und wo sie sich nicht auf Lohn reimt. Reimt sie sich auf Lohn, ist sie Frohn.

Alles was China an Wohlstand und Glück besitzt, dankt es der Erde. Aus der Erde stammt seine Weisheit und der Erde kommt diese Weisheit als Landwirtschaft wieder zu gute. In seinen cananischen Büchern steht der Spruch: „Der Dienst des Himmels hat das Ziel, die Erde zu vergeistigen“ und das Hektar trägt 50.000 Kg.; in unserem cananischen Buche steht der Satz: „Gebet dem Kaiser was des Kaisers und Gott was Gottes ist“ und das Hektar trägt in Oesterreich 1200, in Deutschland im günstigsten Falle 4000 Kg. Genug für Gott und Kaiser. Aber übrig bleibt nichts. Jene Landwirtschaft wird ohne Maschinen betrieben und ist vergeistigt, diese ist stolz auf ihre Maschinen und nennt sich rationell. Es scheint aber, als ob die Erde einen stillen Widerwillen gegen alles Geschäft hätte, das mit ihr getrieben wird. Dem, der sie vergewaltigt und mit Maschinen seine großen Ackerflächen abhudelt, weil er Produkte zum Verkauf an die Leute haben will, die keine Zeit für die Erde haben, weil sie in der Stadt mit der intensiven Fabrikation von gläsernen Möpsen beschäftigt sind, gibt sie nicht den zehnten Teil von dem, was sie dem schenkt, der sie mit Liebe und Verständnis im Kleinen betreut, sei es nun als chinesischer Bauer oder als europäischer Schrebergärtner oder Siedler. Dieser so kleinen und noch in den Anfängen steckenden Bewegung, dem einzigen Guten, das der Krieg hervorgebracht und gefördert hat, gehört die Zukunft Europas, falls es überhaupt noch eine Zukunft hat. Aber was für ein Unglück, was für ein Krieg, was für eine Hungersnot muß kommen, damit diese Bewegung eine allgemeine wird?

„Die Erde ernährt so viele Menschen, als sie bebauen; das gilt nach obenhin beinahe unbegrenzt“ sagen die Chinesen und sie beweisen durch ihre Zahl, daß sie recht haben. Aber die Erde gibt mehr als bloß die Nahrung. Wer nie sein Brot in Tränen

aß, der kennt nicht die himmlischen Mächte; aber wer nie sein Brot selbst gebaut hat, der kennt sie noch weniger. Wer nie an einem Juniabend vor seinem segenschweren Acker gestanden ist, auf dem sich sichtbar Arbeit in Brot, Mühe in Freude, Sorge in Sorglosigkeit verwandelt, ist arm. Wer nie auf der Erde, die seinen Schweiß getrunken hat, gelegen ist, nie ihre Wärme gefühlt, ihren Duft gerochen, ihr leises Knistern gehört und nie über ihr die Gestirne erblitzen und ihre Bahnen ziehen gesehen hat, während vom Hause her das Lachen der zu Bett gehenden Kinder herüberklang, der weiß nicht, was Frieden, was Sicherheit, was Glück ist. Sie spendet reine Nahrung und reine Freuden. Sie ist treu. Sie schützt unsere Kinder, wenn wir sie nicht mehr schützen können und verklärt so selbst den Gedanken an den Tod mit einem milden Lichte.



CHINESISCHES FÜR ABENDLÄNDER*)

Viele Europäer glauben, daß China das Land des ausgesprochenen Despotismus sei. Nun frage ich, wie ein Despotismus aussehen muß, der, über 500 Millionen Menschen ausgeübt, nicht mehr als 25.000—30.000 Beamte braucht, der zu seiner Erhaltung sich mit einer Armee von 100.000 Tartaren begnügen kann, die sich doch inmitten eines solchen Ameisenhaufens vollkommen verlieren? In Wirklichkeit regiert und verwaltet der Chinese sich selbst und zwar in der Familie durch alle Mitglieder der Familie, in der Gemeinde durch gewählte Beauftragte, während die Beamten gewissermaßen nur die Präsidenten der letzteren sind. Dabei ist nicht zu vergessen, daß sie sich nicht genieren und die Präsidenten einfach fortschicken, wenn sie sich über sie zu beklagen haben, welches Fortschicken sie übrigens auf eine ziemlich originelle Weise ins Werk setzen. Die Ruhe, mit der sich alles abspielt, beweist, daß es eine allgemeine Sitte ist. Im übrigen ist zu beachten, was ihre Gesetzgeber und Philosophen sagen: „Der Monarch“, sagen sie, „ist nichts als der Beauftragte des Volkes. Wenn sich der Herrscher gegen Wohl und Willen des Volkes betrügt, betrachtet ihn jedermann als ein Unglück und er wird weggejagt, obwohl er die Macht in Händen hat.“

*) Vom Verlag gestatteter Nachdruck aus dem Werke: Das Paradies der Arbeit (La cité Chinoise) von Eugène Simon. Deutsch bearbeitet von Paul Garin. Verlag Jos. C. Huber, Diessen vor München.

Aber die Chinesen haben nicht nur die politische Freiheit, sie haben alle Freiheiten: Gewissensfreiheit, Religionsfreiheit, Kultusfreiheit. Die Regierung mischt sich in religiöse Fragen nur, insoweit sie Fragen des bürgerlichen Lebens berühren. Von Zeit zu Zeit dagegen liest man in den Verordnungen der Vizekönige und Gouverneure, die für unsere Begriffe etwas seltsam anmutende Empfehlung: Mißtraut den Religionen! Auch in den öffentlichen Unterricht greift die Regierung nicht ein. Jedermann kann ihn besuchen oder wegbleiben. Trotzdem oder vielmehr eben deswegen gibt es kaum einen Chinesen, der nicht lesen, schreiben, rechnen und zeichnen kann. Was das Versammlungs- und Vereinsrecht anbelangt, so ist es keiner chinesischen Regierung jemals eingefallen, es irgendwie in Frage zu stellen. Man versammelt und vereinigt sich ohne vorherige Anzeige bei der Behörde und ohne irgend einer Erlaubnis zu bedürfen. Nichts endlich beschränkt die volle Freiheit der Presse. In der Provinz Se-Tschuen habe ich Plakataufrufe mit den giftigsten Angriffen auf den Kaiser und die Regierung gesammelt. Höchstens, daß die Mandarine die Maueranschläge entfernen ließen. Sie dachten aber nicht daran, die Urheber zu verfolgen.

Dann: Keine Pässe, keine Patente und Monopole, keine Zölle außer beim Eingang in jede Provinz für fremde Waren. Also eine vollkommene Freiheit. Als letzte der Freiheiten habe ich mir eine vorbehalten, die am weitesten abliegt von europäischer Vorstellung. Ich meine die Freiheit, sich selbst zu richten. (In der Familie.) Auch hier greift der Staat nur ein, wenn er gerufen wird. Und daß sein Eingreifen weder so notwendig noch so häufig ist, als man vermuten könnte, beweist der eine Umstand, daß er dazu nicht einmal eine eigene Behörde hat. Mit einem Worte: Es gibt weder eine Richterkaste, noch eine Priesterkaste, noch eine Militärkaste, noch

eine Gelehrtenkaste. Kann man einen vollkommeneren Beweis verlangen für die Freiheit, deren sich das chinesische Volk erfreut?

*

Niemand ist vollkommen, ein Beamter so wenig als ein anderer. Man sieht lange zu, man läßt ihm Vorstellungen machen. Endlich verlieren die Leute die Geduld, die Bauern verweigern die Steuern, in der Stadt schließt man die Läden. Die Geschäfte hören auf, nichts geht mehr. Nach drei Tagen ist der Beamte abgesetzt, wenn nicht Abhilfe geschaffen ist. Das ist einfach und vollzieht sich ohne Geräusch.

*

Ich habe eben gesagt, daß es in China keinen gesetzgebenden Körper gibt, noch irgend etwas, was einem Parlament gliche. In einer Gesellschaft von solchem Alter sind die Gesetze bereits gemacht, es handelt sich gewissermaßen nur mehr um Ausführungsbestimmungen, die der Zeit, dem Ort und den Umständen Rechnung tragen. Die Chinesen glauben nicht, daß die allgemeinen Formeln, welchen man den schönen Namen von Gesetzen geben könnte, der Ausdruck des Willens aller sein können. Für sie entspringt das Gesetz den Daseinsbedingungen des Individuums oder der Gesellschaft. Dieses Gesetz liegt im Menschen. Es braucht nichts als freie Entwicklung. Die Freiheit ist daher das erste und einzige Gesetz, vielmehr das Prinzip allen Gesetzes.

Trotzdem kann es geschehen, daß man das Bedürfnis nach anderen Hilfsgesetzen empfindet. Bemerkte ein Beamter in dem Bezirk, der ihm anvertraut ist, einen Gebrauch, von dem er glaubt, daß er mit Nutzen verallgemeinert werden könnte, so teilt er ihn der Regierung mit. Wird er von der Akademie, die ihn zu prüfen hat, gebilligt, so wird er allen Provinzen mitgeteilt mit dem Auftrag, die Einfüh-

rung zu versuchen. Wenn er endlich durch die Praxis bewährt und von der Bevölkerung angenommen ist, wird er in das Gesetzbuch eingeschrieben und wird Gesetz. Doch findet seine Eintragung erst beim nächsten Thronwechsel statt. Gelingt ihm das nicht, so wird er zurückgezogen. Das gleiche Verfahren besteht für alle Gesetzentwürfe, welche von der Regierung ausgehen oder von Privaten angeregt werden. Ich muß gleich bemerken, daß die Zahl solcher wesentlichen Zusatzgesetze trotz jahrhundertelanger Vergangenheit so gering ist, daß sie einige Seiten nicht überschreiten.

*

Der beste Minister, sagen die Chinesen, ist Herr Jedermann. Das trifft besonders zu für das Handelsministerium. Wenn ein Volk zahlreich ist, so gedeiht es, wenn es gedeiht, gehen die Geschäfte. Wenn die Geschäfte gehen, wozu dann ein Handelsministerium? Sorgt also, daß sich das Volk vermehre, macht gerechte Gesetze, gerechte und erträgliche Steuern (in China gibt es nur eine Grundsteuer von höchstens 5 Franken auf das Hektar!) und im Uebrigen: je weniger ihr euch einmischt, umso besser. Die Chinesen haben daher kein Handelsministerium.

*

„Nur inmitten un bebauter Gegenden, die der Fremdling durchwandert, kann er sagen „Dies gehört mir“, und in diesem Augenblick ist er jenseits der Menschheit. Er errichtet Schranken, wirft Wälle auf, baut Festungen und aus dem Fremden wird der Feind. Er vergißt, daß die Erde niemand gehört und daß der Mensch nur die Nutznießung hat und nur unter der Bedingung, daß er sie selbst bebaut. Der Großgrundbesitz, den man nicht ausbeuten kann ohne Großbetrieb, erzeugt die Knechtschaft, verhindert das Wachstum des Volkes und vernichtet es. Und wenn man nicht mehr einig ist über die

Grundbegriffe und wenn die Herzen aufhören, sich zu verstehen, hören die Lippen auf, dieselbe Sprache zu sprechen. Woher kommt es, daß heute so viele Völker Feinde sind, obwohl sie demselben Stamme entsprossen?“

*

Man sieht, daß die Gleichheit der Professionen in China keine reine Theorie ist. Das ist gewiß nicht sehr ermutigend für die, welche aus der Kunst einen Vorwand oder ein Mittel machen, sich der Handarbeit zu entziehen. Aber auch nur diese können sich beklagen, die wirklichen Künstler arbeiten trotzdem. So ist beispielsweise das Theater ein Vergnügen für alle Welt, da die Schauspieler nicht besser bezahlt werden als die anderen Arbeiter. Es gibt kaum einen noch so abgelegenen Weiler, der nicht häufig von herumziehenden Schauspielertruppen besucht würde, so daß jeder mehreremale im Monat die großen Ereignisse der Geschichte vor seinen Augen wiederaufleben sehen kann oder auch an weniger ernsten, sogar ziemlich derben, manchmal aristophanischen Stücken willkommene Ablenkung von seiner täglichen Arbeit findet.

*

Ich habe ihnen oft von den Wundern unserer Industrie, von der Schnelligkeit unseres Verkehrs erzählt. Sie waren voll Bewunderung. Aber wenn ich sie frug, warum sie es nicht nachmachten, antworteten sie: „All das ist sehr hübsch und vielleicht ausgezeichnet für euch, aber es paßt nicht für uns und wäre eine abscheuliche Ueberflüssigkeit. Wir haben zahlreiche und großartige Kanäle, die uns unsere Vorfahren hinterlassen haben. Sie haben sie viel gekostet, sie sind längst bezahlt. Sie besorgen den Verkehr dank der Winde und Strömungen zu geringem Preis. Die notwendigen Lebensmittel werden überall fast in gleichem Maße erzeugt und haben selten große Wegstrecken zurückzulegen. Unsere

Landwirtschaft, so mannigfach wie ergiebig, sichert überall den Unterhalt der Bevölkerung. Wie könnten die Eisenbahnen Mißernten besser bekämpfen wie unsere Getreidespeicher, die wir überall unterhalten, wo Mißernten vorkommen können?

Was eure Industrie anlangt, so haben wir darüber andere Anschauungen als ihr. Wir wollen nicht, daß unsere Industrie mehr Stoffe verarbeitet als das Land hervorbringt. In diesen Grenzen bleibt unsere Bevölkerung eine ackerbaureibende und ihrem Boden verbunden, denn sie lebt von ihm und nur für ihn. Eine Industrie, welche ihre Rohstoffe vom Ausland holen muß, um sie dann als Halb- oder Ganzfabrikate wieder dem Ausland anzubieten, würde aufhören, eine wahrhaft nationale Industrie zu sein, denn sie würde die Völker der Erde entwurzeln. Ihre Interessen wären da, wo sie ihre Märkte und Absatzgebiete fände. Die Wirren, welche daraus hervorgingen, würden sich notwendig bei uns fühlbar machen, ohne daß wir dagegen etwas tun könnten. Wir müßten zum Schutze unserer Kaufleute diplomatische Vertretungen im Ausland unterhalten, nötigenfalls unsere Soldaten hinschicken. All das kostet Geld.

Es gibt noch andere Erwägungen. Eure Maschinen sind sehr teuer. Niemand bei uns ist so reich, daß er eine solche Fabrik gründen könnte. Er müßte sich assoziieren. In den großen Gesellschaften gibt es viele Untergebene und wenige Vorgesetzte, die fast alle ohne Verantwortlichkeit sind. Wir lieben das in der Industrie so wenig als in der Politik. Wir ziehen die kleinen Gruppen vor. Dann, wenn man große Summen in einer Industrie angelegt hat, ist man nicht mehr Herr der Produktion und kann sie nicht mehr dem Bedürfnis anpassen. Es ist notwendig, daß sich jene hohen Summen verzinsen. Also fabriziert man darauf los. Daher die Notwendigkeit, neue Märkte und Absatzgebiete zu

suchen im Ausland und hat man sie gefunden, so beginnt die Sorge, sie zu erhalten. Dann spezialisiert eine Industrie wie bei euch zu sehr die Arbeit. Die Arbeiter werden Maschinen. Sie können nur eines machen und wenn die Fabrik stillsteht, sind sie brotlos und sterben vor Hunger. Bei uns versteht jedermann mehrere Geschäfte. Keiner braucht jemals zu feiern. Und produziert eure Industrie etwa billiger? Stellen sie eine Liste der dringendsten Gegenstände des dringendsten Bedarfes auf bei euch und bei uns und vergleichen sie die Preise.

Endlich haben wir zwei Grundsätze, die sich ewig der Annahme der großen Mittel eurer Industrie entgegenstellen werden: Das ist die Ehrfurcht vor der Arbeit und die Ehrfurcht vor dem Menschenleben. Niemals wird es eine chinesische Regierung wagen, eine bleibende Steuer zu erheben, um Eisenbahnen bauen zu können, niemals wird eine die fürchterliche Verantwortung übernehmen für die Unfälle und Todesfälle, die unmittelbar oder mittelbar die Folge des Gebrauches eurer Maschinen sind, von denen angefangen, welche das Leben eurer Bergleute verkürzen, bis zu jenen, welche das Leben eurer Heizer und Maschinisten bedrohen.“

Manchmal sprach ich zu ihnen von unseren Träumen. Ich wies in die Zukunft und zeigte ihnen die Menschheit, wie sie durch unsere Maschinen entlastet von den Qualen der Arbeit sich den Beschäftigungen nach ihrem Geschmack überlassen könne. Sie sahen mich an wie Leute, die nicht verstehen oder nicht glauben. „Bei uns“, sagten sie, „ist die Arbeit gerecht, süß und leicht. Unsere Träume gehen nicht weiter. Sie wollen die Arbeit abschaffen. Wir glauben, das wäre ein großes Unglück und würden schon den Gedanken daran als eine Ruchlosigkeit betrachten.“

Die Erträge der Felder der Familie Uang-Ming-Tse kann man folgendermaßen zusammenfassen: 9910 Kg. Reis, 2100 Kg. Getreide, 1604 Kg. Tee, 300 Kg. große Bohnen, 160 Kg. Mais, 291 Kg. Oel, 180 Kg. Buchweizen, 230 Kg. Zucker, 180 Kg. Tabak, 50.000 Kg. Yamswurzeln (die chinesischen Kartoffel), 9600 Kg. Rüben, 15.000 Kg. Kohl, 80 Stücke Baumwolle, 9720 Kg. Klee, 1095 Kg. Oelkuchen, 1200 Kg. Stengel und Blätter vom Sorgho, der Sojabohne und des Zuckers als Viehfutter, 15.000 Kg. Reisstroh und Stroh von anderem Getreide und außerdem eine gewisse Menge von Früchten, Gemüsen etc. All das von einer Fläche von 1 Hektar 94 Ar!

*

Welch ein Unterschied zwischen der chinesischen Landwirtschaft und der unseren! Welch ein Irrtum, zu glauben, daß man Kultur durch Schläue, Gerechtigkeit durch Gewalttat und den Dünger durch Unverstand ersetzen kann! Sie vergewaltigen die Erde nicht wie wir, verletzen sie nicht, mißhandeln sie nicht, zwingen ihr keine Vorschriften, keine gelehrte Behandlung auf. Sie bitten sie vielmehr, ersuchen sie. Es gibt in ihrer Landwirtschaft keinen Augenblick, der nicht eine Liebkosung für die Erde wäre. Und solch zarter Sorge ergibt sie sich und sie erhalten von ihr alles, was sie wollen und mehr als wir. Ihre Landwirtschaft ist Weisheit und nicht Wissenschaft. Sie ist Arbeit und Gerechtigkeit. Und von der Erde und den Pflanzen erstreckt sich die Gerechtigkeit auf die Tiere. Die Maultiere und Büffel, für uns so schwierig, sind sanft in der Hand des Chinesen und hören auf seine Stimme. Selbst die wilden Tiere fliehen nicht den Chinesen und in den westlichen Bezirken kann man Fasanen und Hasen mit dem Stock wegschlagen. Aber die Chinesen töten sie nicht.

Gewiß gibt es, vom malerischen Gesichtspunkt aus gesehen, Landschaften von einer majestätische-

ren Größe und blendenderer Schönheit. Aber nirgends ist die Natur rührender, sympathischer. Und was man überall und vor allem sieht, das sind Blumen aller Arten. Die purpurnen Azaleen, die Rhododendren, die Geranien, die Glyzinien überziehen die steilsten Hänge, Rosen, Chrysanthemen und eine Menge andere, die wir nur von China her kennen, umblühen und umduften zu jeder Jahreszeit die Hütten und Häuschen.

Nirgends sonst ist der Mensch so durchdrungen von dem innigsten Gefühl für die Dinge, die ihn umgeben. Und in den Gesängen des Feierabends lauschte ich vergebens auf die immer traurigen, verzichtenden, manchmal verzweifelten Töne in den Gesängen unserer Landarbeiter. Das volkstümlichste Lied von China, das Sin-fâ, ist eine sanfte, aufgeräumte Weise voll Frieden und Sicherheit. Weder in dem Sin-fâ noch in irgend einem anderen Lied oder in irgend einer Sage findet sich eine Spur von dem Leiden unserer Sklaverei, den Greueln des Krieges und der Religionskämpfe. Es sind mindestens zwölf Jahrhunderte, daß die Sänger sich einer Ruhe und eines Friedens erfreuen, der allen und jeden eine Summe des Wohlbefindens sichert, von der Europa noch weit entfernt ist.

Das ist das Schauspiel, das in Wirklichkeit im Innern des Landes die chinesische Kultur darbietet. So haben sie nach einem Ausdruck, den der Leser nicht vergessen haben wird, „die Erde zu vergeistigen“ verstanden.

*

„Was glauben Sie von uns?“ fragte ich gelegentlich chinesische Gelehrte, deren Vertrauen ich so glücklich war zu gewinnen.

„Ihr pflegt Eure Seele nicht!“ antworteten sie.



ABENDLÄNDISCHES FÜR CHINESER

Die „Stockyards“ Chicagos... Ich komme von dort und habe mich in die 20. Etage gerettet, um das Bild der smarten Firma Swift u. Co. zu vergessen. Doch die Erinnerung läßt mich nicht los, auch hier nicht im sachlich bequemen Zimmer mit den tief gepolsterten Klubsesseln, den vielen elektrischen Lampen, den wändehohen Spiegeln und dem gekachelten Bade. Keine Nerven für Amerika, schätze ich. Ich werde das Bild des „Killers“ nicht los, des großen, dünnen Schlächters, der mit Gummistiefeln im dampfenden Blut steht und sein dünnes Messer in Schweinehäuse sticht. Schnell und gleichmäßig wie ein Automat, 225mal in der Stunde, 1800mal im Tag. Der Neger vor ihm fängt ein Hinterbein des Schweins in der Kette, ein Rad reißt das Tier kopfabwärts herum, bringt es auf gleitendem Stahlband dem Schlächter zu und befördert es als blutenden Kadaver weiter. Zum Enthaaren, zum Ausnehmen, zum Zerlegen, zum Kühlen — 25 Minuten vom Schwein zum Speck. Und dann sind die Rinder da, die dicken braunen Rinder, die den Geruch westlicher Prärien mitbringen und noch selbstbewußt sind, lebenslustig, nicht hinein wollen in die schmalen Gänge mit den unbarmherzigen Schiebetüren, nicht in die Todeszellen, deren Boden tückisch kippt. Aber da stehen zwei Männer auf dem hohen Steig über ihnen, zwei hemdärmelige sachliche Schlächter mit elektrisch geladenen Eisenstäben. O, man schlägt die Tiere nicht mehr, seit Upton Sinclair den „Dschungel“ geschrieben hat. Man ist human geworden und streicht ihnen

fast sanft über den Rücken. Dann knistern die elektrischen Funken aus dem Eisenstab, und die Kuh galoppiert geradeaus, dem Hammer entgegen, der sie betäubt, dem Messer, das ihr die Schlagader aufschlitzt, Zwei in der Minute. Die Schlächter müssen sich dazuhalten, wenn sie den Akkordlohn verdienen wollen, die acht Dollars den Tag, die der elektrische Stab des amerikanischen Arbeiters sind... Vorwärts, vorwärts, hier knistern Banknoten, gib mir deine Seele, sei Maschine, Automat, vorwärts, vorwärts, die nächste Kuh...!

Ob das System nützt? Gewiß doch, es bringt Geld, Essen, Kleider, Schuhe, ein Automobil sogar. Wie lange der Mann das Tempo aushält? Wer fragt danach? Die Vorstädte stecken voll Einwanderern und Neger. Ein gutes „job“ — Hunderte drängen sich darum. Wie es sittlich wirkt? Der Beamte, den ich danach fragte, sah mich ganz verdutzt an. Wen kümmert das? Acht Dollars den Tag! Ist das nicht genug? — Vielleicht nicht. Nicht ungestraft ist man Automat. Der Golem rast, wenn ihn sein Meister von der Arbeit läßt. Mordet, schändet, raubt...

Die Sonne sinkt über dem Dunst Chicagos, die Lichtreklamen flammen auf. Gerade dort, wo die zuckende blaue Flamme einen neuen Tom-Mix-Film verheißt, unmittelbar hinter dem Kino der Viertausend, liegt Chicagos Untersuchungsgericht. Vorgestern war ich dort. Ein deutsch geborener Sheriff führte mich durch die Abteilung der Jungen (in der elf Mörder sitzen); er zeigte mir die Käfige der Älteren, wo zweiundsechzig Mörder auf den Richter und sieben auf den Strick warten. „Den Strick?“ — „Jawohl, in dieser Halle bauen wir die Plattform auf, da wo eben jetzt die Neger-Gefangenen Baseball spielen. Sehen Sie die Löcher in der Wand? Hier kommen die Bretter herein, auf denen der Verurteilte steht, den Strick um den Hals, mit dem dicken Knoten hinterm linken Ohr, dem bewußten Knoten,

der ihm das Genick bricht, wenn ich die Falltüre öffne.“

„Sie tun das selbst, Sheriff?“

„Gewiß, wir machen das selbst; wir haben keinen Henker. Und wir machen es gut. Wenn der Kerl sich fügt und die Halsmuskel schön schlaff läßt, ist er gleich hin. Sonst tanzt er noch eine Weile Jazz, höchstens fünf Minuten lang; aber das ist seine Schuld. Wir sind nicht grausam. Wir lassen ihn noch ein Lied singen, bevor er die weiße Kapuze über den Kopf bekommt. Sie sollten sich das ansehen; Anfang Oktober geht es wieder los.“

Ich sehe die Mörder, die auf den „Jazz“ warten, in ihren Betonkäfigen. Ein Neger darunter, sitzt nackt auf der Pritsche und gießt Wasser über sein Bein. „Hat einen Schuß bekommen als er floh“, erklärte der Sheriff, „einen Schuß ins Knie“. der Neger wendet seinen Krauskopf uns zu, blickt uns aus feuchten tiefbraunen Augen an, aus Tieraugen, wie ich sie später im Schlachthof sah, bei Swift u. Co., wenn die Rinder unterm elektrischen Stab zittern. „Wir haben viele Neger hier, mehr als die zehn Prozent, die es nach der Bevölkerungsstatistik sein sollten, und wir müssen sie von unseren weißen Gefangenen trennen. Sonst gäbe es Kampf.“

Ich entsinne mich, auch in der Stadt der Freien wohnen die Neger in gesonderten Quartieren; es gibt Straßenzüge, beim Jackson-Park, in denen man kein weißes Gesicht sieht. Schwarz und Weiß mischen sich nicht. Durch wessen Schuld? Wärest Du ein Mörder geworden, nackter Neger mit der Kugel im Knie, stündest Du vor dem Strick, wenn Du hättest im Negerdorf leben dürfen? Wenn nicht Dein Großvater geraubt worden wäre, versklavt, wieder befreit und „zivilisiert“? „Amerikanisiert“? Wenn Du Dich nicht für acht Dollars den Tag verkauft hättest in den Schlachthof oder ins Eisenwerk? Wärest Du? ... Und gäbe es so viele Morde in Chicago, so

viele Raubanfälle und Einbrüche (die der Stadt auch zum Ruhme eines Verbrecherrecords verholfen haben), gäbe es all das ohne das Arbeitstempo des amerikanischen Lebens und seine Seelenschlächtereien?

Dem heißen, dumpfen Tag ist eine kühle Nacht gefolgt. Ich schließe das Fenster und versuche zu lesen. Eine der dicken Chicagoer Zeitungen mit Bildern von Morden und Auto-Katastrophen. Die ersten Seiten überschlagen, sie bringen ja doch nur Verbrechen. Hier etwas Wissenschaftliches:

„In der amerikanischen Gesellschaft für Chemie, die jetzt in Philadelphia tagt, hat du Pont erklärt, gewisse Drogen könnten den Schlaf ersetzen. Der Gelehrte hält es für möglich, mit stimulierenden Chemikalien den Energieverlust aus der Welt zu schaffen, den der Schlaf fürs Geschäftsleben bedeutet. Du Pont meint, daß diese Entdeckung die Kosten der Fabriksarbeit herabsetzen und die Erwerbsmöglichkeit des Arbeiters erhöhen würde.“

Folgt eine „Letzte Nachricht“: Raubüberfall im Schlafwagen. Die Gauner erbeuteten 400.000 Dollar in Juwelen.

Dann die stolze Rede des amerikanischen Gewerkschaftsführers William Green: „Wir haben es erreicht, daß die Arbeitgeber die höchstmöglichen Löhne zahlen.“

Jawohl, das stimmt. Das geht auch aus dem Streik der Chicagoer Kino-Musiker hervor, die sich nicht mehr mit einem durchschnittlichen Wochenlohn von hundert Dollars begnügen wollen.

Noch eine Rede. Brennan spricht gegen die Prohibition und sagt: „Die Trockenlegung Amerikas ist vor allem durch die Propaganda der „Anti-Saloon-Liga“ ermöglicht worden, die von John D. Rockefeller und anderen mächtigen Arbeitgebern finanziert worden ist. Diese Großindustriellen haben zugegeben, daß sie das Prohibitionsgesetz nicht aus

irgendwelchen moralischen Gründen unterstützen, sondern deshalb, weil sich nur nüchterne Arbeiter zu verlässlichen Maschinen umbilden lassen.“

Noch eine letzte Stadtnachricht im politischen Teil: Ein siebenjähriger Negerjunge ist Amok gelaufen, hat zwei weiße Kinder mit einem Revolver niedergeschossen und den Polizisten, der ihn verhaftete, schwer verletzt. Gründe unbekannt. Wirklich unbekannt?

Nein, es ist nichts mit dem Zeitunglesen. Öffnen wir das Fenster wieder. Die Arbeiter am Neubau gegenüber haben Schicht gewechselt. Jetzt turmt ein vierschrotiger blonder Mann vor meinem Fenster herum, ein Schwede mag er sein, statt des hageren schwarzen Burschen, der vorher genietet hatte und wie ein Italiener aussah. — Der Straßenverkehr schläft langsam ein. Nur zwei Reihen Autos in der Madison-Street statt vier zwischen den grünrot blinkenden Verkehrslichtern. Wie steile Schluchten sehen die Chicagoer Straßen von der 20. Etage aus, wie jähe Canyons, in deren Sohle der Gebirgsbach des Verkehrs schäumt. Vor einigen Tagen hatte ich den Polizeipräsidenten von Chicago besucht, Morgan A. Collins, der den aussichtslosen Kampf gegen Chicagos Verbrecher mit Kraft und Zähigkeit leitet. Er war freundlich genug, mir einen Schnellwagen der Polizei zur Verfügung zu stellen, einen jener achtzylindrigen Cadillacs, in denen die Detektive Verbrecher jagen. So sah ich Chicago reißend schnell, denn solche Wagen stoppen nicht vor Verkehrssignalen. Die dröhnende Glocke am Kühler scheucht alles aus dem Wege. Der begleitende Polizist zeigte mir den Stahlkasten mit den Repetiergewehren, und wies dann auf die Aexte und Brecheisen unterm Rücksitz, deren gesplitterte Schäfte harten Dienst erwiesen. „Unsere Schlüssel“, sagte er heiter, „sind schon ein wenig abgebraucht. Wir öffnen die Häuser mit ihnen. Gutwillig macht man uns selten auf.“

„Aber Chicago ist so reich“, wende ich ein, „so arbeitsam, so zukunftssicher. Haben die Leute noch immer nicht Geld genug? Weshalb morden und rauben sie?“

„Niemand hat Geld genug“, sagt der Polizist philosophisch, „jeder will mehr davon...“

Richard Katz (in der Vossischen Zeitung).



NEUNUNDZWANZIGSTER SPRUCH

Das Erdreich ordnen wollen mit Gewalt:
Es mißlingt, wie die Erfahrung zeigt.
Das Erdreich untersteht einer geistigen Kraft,
Der man nicht mit Gewalt beikommen kann.
Es ordnen wollen bringt es in Unordnung,
Es festigen wollen macht es wanken.
Denn jedes Tun zeitigt eine Gegenwirkung.
Hier bringt es hinauf, dort herunter;
Hier entfacht es Begeisterung, dort Niedergeschlagenheit;
Hier löst es Kraft aus, dort Erschlaffung;
Hier ist es Gewinn, dort Verlust.
Darum auch der Vollendete:
Er meidet Tatenlust,
Er meidet Tatenprunk,
Er meidet Tatenlohn.

La o - T s e
(Wiedergabe von Carl Dallago.)



DAS NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei
Kienreich, Sackstraße und in Wien in der Buchhandlung
Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration,
Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich, 24 Nummern	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger u. verantwortlicher Redak-
teur: Dr. Herbert Müller-Gutenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei
Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.